

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 185. Bromberg, den 14. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn.

(1. Fortsetzung.) ———

„Geh, Peter, steig abi zum Rottenmanner, er soll a wengerl aufikommen." Der Mann, der dies leise zu dem neben ihm liegenden Gefährten sprach, sah an einem diesigen Morgen des winterlichen Oktoberendes angestrengt seit mehr als einer Viertelstunde durch das Scherenfernrohr hinüber auf das jenseitige Plateau der „Sieben Gemeinden".

Er selbst hockte in einem Steinloch, das nicht sehr tief war und das man gegen Sicht durch angehäufte Felsstücke zu schützen versucht hatte.

Florian Rotschädel, der Mann am Fernrohr, war der Beobachter der Zweiten Maschinengewehrabteilung des Dritten steierischen Schützenregiments. Er hatte den Rang eines k. k. Gefreiten, war Vormeister eines der MG und seit Kriegsbeginn im Felde. Zweimal war er verwundet worden.

Aber der Florl Rotschädel war keiner von den Wehleidigen . . .

Er war ein kleiner Gebirgsbauer, hatte eine Almwirtschaft am Niedertauern, einen der Einzelhöfe, die dort verstreut an den Hängen kleben. Der Toni Rottermanner, sein Abteilungsführer, war sein Nachbar daheim, wie man dort halt Nachbar sagt. Am nächsten Hang, eine gute Stunde weit.

Der Florl war ledig. Nach einem verunglückten Versuch vor dem Kriege, sich zu „verehelichen", wie der schöne Fachausdruck heißt, hatte er einen Abscheu vor den Weibsleuten und schwor, als Junggeselle zu leben und zu sterben. Vierunddreißig Jahre alt, zog er nun schon das vierte Jahr im Viehwaggon von Nord nach Süd, von Ost nach West in der Welt umher. Er hatte das Gefühl für sein wirkliches Daheim schon fast verloren. Daheim, das hieß bei diesem Manne die Abteilung, sein MG, seine Herzensbrüder draußen in Dreck und Tod. Die frühere Welt war ihm entglitten, er fand keine Zusammenhänge mehr mit ihr.

Seine alte Mutter, ein sechzigjähriges Weiblein, führte ihm die Wirtschaft. Es ging auch ohne ihn — er war das letztemal grob geworden, was ihm jetzt heimlich leid tat, als die Mutter wieder mit einem Heiratsprojekt kam.

„Mußt halt schon selber heiraten, wannst grad willst!" hatte er energisch abgelehnt.

Er war ein kleiner, stämmiger Kerl. Bei Kriegsbeginn im November 1914, hatte er sich in Galizien einen verteufelten Stockschnupfen geholt, der nunmehr das vierte Jahr getreulich bei ihm ausgehalten hatte.

Vor jeder kriegerischen Affäre tat er immer sehr ängstlich, wenn er aber losging, war er im Gefecht ein wütender rücksichtsloser Teufel. Mit den meisten Männern der Zweiten MG-Abteilung war er in die Schule gegangen. Nun war er Blutsbruder aller und lief seiner Abteilung sorgenvoll nach, immer in der Angst, er könnte sie einmal verlieren. Er wagte es gar nicht auszudenken, wie es wäre, wenn er nach einer Verwundung vielleicht gar zu einer anderen Abteilung hätte einrücken müssen.

Listig lächelnd erzählte er, wie er damals, nach dem Armschuß, dem Feldwebel bei der Tauglichkeitsvisite ein „Trumm hausg'selchten Speck von einer halbeten Sau" in die Wohnung geschleppt hatte nur, damit ihn der dalkete Lackel wieder zur Zweiten MG einstellen möge.

„Willst vielleicht net außi?" hatte der ihn gefragt.

„Du blöder Kerl", hatte er ihm gesagt, „glaubst eppa, i schenk' dir dö schöne Speckseiten, damit i da in der Kasern von die Läus und die Wanzen aufg'fressen wer? Außi will i, damit du's weißt, zu mein G'wehrl, zum Rottenmanner-Toni!"

Nun, der Feldwebel, dem dieser Wunsch zwar, rein menschlich, völlig unverständlich war, teilte den Florl zur nächsten Ersatzmannschaft ein, und der Rothschädel seufzte befriedigt, als sich der Viehwagen gegen die Front in Bewegung setzte. Er saß in der Schiebetür, ließ die Beine heraushängen, lutschte an einem Stück Speck und war zufrieden.

Soll man noch erzählen, daß der Florian Rothschädel, Gefreiter bei den Dreier-Schützen, Besitzer der wohlerworbenen goldenen Tapferkeitsmedaille war? Und daß die beiden „Silbernen" schon lange seine Brust schmückten?

Dies gibt alles in allem ein Bild des Mannes, der in Abständen niesend und sich die Nase und die tränenden Augen mit einem unglaublich dreckigen Taschentuche putzend, sorgenvoll vom rechten Flügel der Monte-Asolone-Stellung über das Brentatal hinüber zu den Stellungen auf der jenseitigen Hochfläche guckte.

Es ist immer gut, wenn man die Menschen kennenlernt, mit denen man zu tun hat. Und weil nun schon der Florian Rothschädel die Reihe eröffnet hat, so kann man sich auch mit dem Menschen beschäftigen, der vom Florl mit dem Namen Peter angerufen und beauftragt wurde.

Peter Zinner, richtiger Petrus Kettenfeier Zinner, lag auf dem Bauche neben dem Vormeister. Er hatte mit seinem berühmten Landsmanne, dem Dichter Petrus Kettenfeier Rosegger, gar nichts gemein, nur den Taufnamen. Seines eingestandenen Berufes nach war er ein Holzknecht, uneingestanden übte er in Friedenszeiten noch nebenbei fleißig die Kunst des Wilderns aus. Er war Wilderer aus Passion und hingebender Liebe. Die Förster und Forstbeamten der obersteierischen Berge waren ihm ein Greuel. Er konnte sie nicht ausstehen, jagte und wurde von diesen Leuten gejagt, bis der Krieg ausbrach.

Ein vorzüglicher Schütze und Raufbold ersten Ranges, warf er die Waldaxt bei der allgemeinen Mobilisierung mit einem Juchzer in die Ecke seiner wackligen Rindenhütte, vergrub das sorgfältig geölte und in eine Pferdedecke eingewickelte „Büchserl" an einem geheimen Ort und zog in den Krieg, wie man einen Arbeitsplatz wechselt. Vom ersten Tag an diente er bei den Maschinengewehren und machte sich keine weiteren Gedanken über die Zukunft. Er war neunundzwanzig Jahre alt, hundertundneunzig Zentimeter hoch, hatte einen Brustkasten wie ein mittleres Klavier und Handschuhnummer sechzehn. Es gab keinen Baum und keinen Hirsch, den er nicht in kürzester Zeit um-

legen würde. Dabei war er von einer geradezu fanatischen Schweigsamkeit. Nichts konnte ihn bewegen, mehr als einige unverständliche Brummtöne von sich zu geben. Im Nahkampf stieß er schrille, spitze Schreie aus und handhabte den Karabiner wie einen Streitkolben. Einmal wurde er verwundet, Schrammschuß am Schädel, der ihm auch die linke Ohrmuschel abtrennte.

Für eine Aktion bei der Sprengkolonne, wo er allein durch seine Geistesgegenwart die gefährliche Sache ermöglichte, hatte er die goldene Tapferkeitsmedaille bekommen, die er an einem ledernen Schuhriemen in der linken Hosentasche trug. Die kleine „Silberne" hatte er von früher.

„M—m—m—", machte der Peter und rollte vorsichtig um den Felsblock, hinter dem die vier Gewehre der Abteilung flankierend eingebettet waren. Er rutschte weiter, und es war merkwürdig, daß dieser Riesenkerl bei der Fortbewegung nicht das leiseste Geräusch verursachte. Kein einziges Steinchen kam in Bewegung. Wie eine dicke Schlange schob er sich über Fels und Geröll bis vor ein dunkles Loch im Stein, das in die Tiefe führte. Hier machte er halt und stieß einen leisen, durchdringenden Pfiff aus. Dumpfes Gemurmel drang aus der Tiefe. Eine Gestalt schob sich von unten herauf und blieb am Eingang des Kavernenhalses hocken. Ein wahrhaftiger Höhlenmensch starrte dem Peter in das Gesicht und fragte mit tiefer Stimme:

„Was is?"

Der Peter gab seinem Führer nur mit einem Ruck des Kopfes, den er gegen den Beobachter zu schwang, zu verstehen, daß er dort gewünscht werde.

Anton Rottenmanner, der seit dem Tode des Leutnants die Abteilung führte, stieg vollends aus dem Loche und horchte auf das zeitweise Schnalzen in der Luft und auf das Singen der Querschläger.

Von Kriegsbeginn an bei der Abteilung, hatte er die vier Gewehre durch Sturm und Tod, Erfolg und Niederlage begleitet. Er kannte jedes Gewehr, jeden Gurt, jeden Mann und jedes Tragtier bis auf den Grund. Er wußte instinktiv, was er von jedem einzelnen fordern konnte, und es war ihm gelungen, seine Leute zu einer vorbildlichen, untrennbaren Einheit zusammenzuschweißen.

Wie er so dastand, glich er wirklich mehr einem der vorzeitlichen Höhlenbewohner als einem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts.

Der Stahlhelm deckte ein dunkelhaariges, stark mit Grau untermischtes Haupt. Ein langer, zerzauster dunkler Vollbart hing ihm bis an den Ledergürtel, an dem die Handgranaten befestigt waren. Seitdem sein Weib gestorben war, war er nicht mehr daheim gewesen. Und seit dieser Zeit trug er den Bart — seit zwei Jahren. Er hatte dieselben schwermütigen Augen wie der Sohn. Mächtige Schultern, starke behaarte, tiefgebräunte Fäuste. Als der Krieg ausbrach, war er Vormann einer Holzknechtpartie und auch zeitweise Aushihlfsjäger beim Grafen Lamberg gewesen.

Und der Peter, der dem Rottenmanner jetzt blindlings folgte, wohin der ihn auch rief, hatte einst eine kleine private Auseinandersetzung mit dem Toni gehabt — einstmals, in einer Morgendämmerstunde, zur Zeit als die Hirsche in der Heimat schrien —

Da war's dem Peter gar nicht gut gegangen, bei dieser Aussprache. Als er mit einem furchtbaren Faustschlag im Genick am Boden lag und glaubte, das Ende sei da, riß ihn der Toni wieder auf die Beine und gab ihm einen Tritt, daß der gute Peter nur so wie ein Ball den Abhang hinunterflog. Und dazu sagte der Toni:

„Du Lump, du miserabliger, wann i di noch amal derwisch", dann kannst deine Knochen aber z'sammenklauben!'

Das „Büchserl" hatte er ihm auch weggenommen, der Toni, und war gegangen.

Eine ganze Woche lang wartete der Peter auf den Gendarmen — der kam nicht. Der Toni hatte ihn nicht gemeldet, und das vergaß ihm der Peter nie.

Der Rottenmanner hatte getreulich alle Schlachten und Gefechte mit seinem Regiment durchgekämpft. Jetzt, im Oktober 1918, trug er die „Goldene", zweimal die große „Silberne", die kleine „Silberne", die „Bronzene" und schließlich (für Karfreit) das EK II. Verwundet war er auch schon gewesen. Er war Witwer, neunundreißig Jahre alt, daheim wartete ein mutterloser Sohn, der Hannes, auf ihn.

Toni war von Natur aus ein etwas schwerfälliger, ernster Mensch. Still war er immer gewesen, seit dem Tode seiner Frau war er noch stiller geworden. An seinem Hannes hing er mit großer, schweigender und unausgesprochener Liebe. Wenn er an den Sohn dachte, so stellte er sich vor, daß er den zu einem tüchtigen Holzknecht machen werde, vielleicht, wenn die Zeiten wieder friedlich wurden, konnte der Junge Vormann im Hochforst werden.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Rottenmanner ging gebückt zum Scherenfernrohr, wo ihn der Florl schon ungeduldig erwartete.

„Alsdann, was is los?" fragte der Korporal, sich neben den Beobachter legend.

Der Florl schnaubte ein wenig, um die Nase freizubekommen, und begann dann seine Sorgen auf den Toni abzuladen.

„Erstens amal", sagte er, „die Wallischen seind ruhig, a bissel Postenschießen, sonst nix. —

Die zwa Batterien, die was dort hinten stengan, die haben a paarmal gefeuert auf Cismon hinunter, wo der Gairinger mit die Traggäul steht —

Aber dös macht ma alles ka Sorg net.

Wannst aber hinübergucken willst, zu die Sieben Gemeinden, dort, wo die Ungrischen stehen, dort kommt ma die G'schicht nöt ganz richtig vor —

Dö vier Batterien, die was vor fünf Täg' in die alten Stellungen gangen sein, dö rühren sich net — mir kommt alleweil vor, als ob dort gar keine G'schütz net stengan. Was is dort los? Sein die in der Nacht wieder abg'fahren?

Und in die vorderen Gräben dort is alles so ruhig — ka Schuß, gar nix . . .

Und die Taliener, die steigen beim hellichten Tag auf die Deckungen umeinander — alleweil steckt einer den Schädel außi . . . Marandjosef — die Unsrigen san doch net fort?"

Toni Rottenmanner nahm den Platz am Fernrohr ein. Lange, sorgfältig blickte er über die wie auf einem flachen Brette schräg unter ihm liegenden Stellungen am jenseitigen Brentaufer.

Er untersuchte Position für Position, die ersten Gräben von Freund und Feind, die ihm bekannten MG-Stände der ungarischen Truppen und die Stellungen, wo noch gestern die schweren Minenwerfer und Nahkampfgeschütze gestanden hatten.

Hatten!

Denn die gut gegen Sicht maskierten Plätze waren leer, es war kein Zweifel, sie waren in der Nacht geräumt worden.

Auch die eigenen Mannschaften der ersten Linie dort drüben hatten die Gräben verlassen. Nur einzelne Posten konnte er zählen.

Der Rottenmanner hob plötzlich den Kopf, und eine steile Falte stand auf seiner Stirne. Kurz und zischend kam ein Befehl von seinen Lippen:

„An die Gewehre!"

Die Worte waren kaum hörbar, aber sie wurden gehört. Mit Blitzesschnelle änderte sich das Bild. Man sah ein paar Schatten aus dem Kavernenloche tauchen, verschwinden, und dann hörte man das metallische Anschlagen der Ladehebel.

„Fertig!"

Von vier Stellen kam gleichzeitig die Meldung.

Ruhig befahl Rottenmanner:

„Halbrechts — achtzehnhundert — erstes und drittes Gewehr streuen, zweites und viertes Punktfeuer über die italienischen MG-Stellungen! Zwei Gurte per Gewehr!"

Die Leute hatten verstanden.

„Fertig!"

„Feuer!"

Heulend, pfeifend, prasselnd sandten die vier vorzüglich eingeschossenen Gewehre flankierend das sperrende Feuer den eben aus den Gräben jenseits der Brenta kriechenden feindlichen Linien entgegen. Das Feuer duckte die Italiener, zwang sie auf den Bauch und dann in die Gräben zurück.

Aber — mit dem war noch nichts gewonnen.

Was war dort los?

Der Rottenmanner lief zum Telephon. Rief — rief — nach langem W[illegible]rten kam endlich der Ruf des Regiments zurück.

Er meldete kurz und hastig, fragte an, bat um Nachrichten.

Der diensttuende Offizier gab Auskunft. Ja — westlich wurden die Stellungen von den ungarischen Truppen geräumt. Warum, wisse er nicht. Zögernd kam diese Auskunft, zögernd und doch überhastet.

„Sie, Rottenmanner, bleiben mit den Gewehren in Stellung, Befehl des Regiments. Verhindern Sie, daß der Feind auf unserer Seite vorgeht. Flankenfeuer, was das Zeug hält! Sie verstehen? Lassen Sie sich durch beunruhigende Gerüchte nicht verwirren . . .“

„Herr Oberleutnant, ich bitt'“, klang ruhig die Stimme des Korporals, „mir könnens es schon sagen, ich verlier den Kopf net. Und halten werd' ich, darauf könnens Ihnen verlassen. Aber, wann meine Leut mich fragen . . . mir san wie die Brüder zusammen . . . anlugen kann ich sie net . . .“

„Ruhe, Rottenmanner, Ruhe! Vielleicht kommen böse Tage — und einen guten Rat, Rottenmanner, alter Kriegskamerad — ganz privat . . . Haltens Ihre Leut zusammen, man weiß nicht, was geschehen wird. Wir haben keine Verbindung mit der Division, seit heute nacht nicht mehr . . auch das Artilleriegruppenkommando antwortet nicht . . .“

„Dank schön, Herr Oberleutnant, und um mich braucht sich das Regiment nicht zu sorgen. Ich find' schon dorthin, wohin ich gehör mit meinen Leuten. Und wenns mir noch für zwei — drei Tag was zum Essen schicken mögen — die Leut halten besser, wenn s' was im Magen haben . . .“

„Rottenmanner, ich werd' Ihnen das nicht vergessen. Leben Sie wohl, ich schicke, was ich habe. Weisen Sie den Gairinger an, er soll sich unten, beim Proviantoffizier, alles geben lassen, was er will . . .“

Der Rottenmanner glaubte noch einen schweren Seufzer zu hören, dann war alles still.

Versuchsweise rief er die Hilfsbatterie an, mit denen er in Telephonverbindung stand. Keine Antwort kam.

Wortlos und nachdenklich saß er da. Dann nickte er mit dem Kopfe. Zu Ende — das war es. Der Krieg war verloren — aber ihn und seine Leute sollten die Wallischen nicht bekommen. Und einen ordentlichen Denkzettel wollte er ihnen noch geben, bevor er ging.

Dann ging er längs der Felskante zum Artilleriebeobachter der Unterstützungsbatterien, der neben seiner MG-Abteilung hauste und der mit ihm gute, schweigende Kameradschaft gehalten. Dort würde er mehr erfahren — wenn der Junge noch da sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Schäfer weint.

Eine lustige Erzählung von **Anette Kispert.**

Herr Wiebel, der langjährige Reisende der Firma Roßkopf, betrat das Zimmer seines Chefs und sagte lächelnd und händereibend: „Herr Roßkopf, ich muß Sie unbedingt sprechen!“

„Und ich habe unbedingt keine Zeit“, schrie ihm Roßkopf entgegen. „Hier liegt Post!“ Seine Rechte klatscht auf einen Haufen Briefe. „Und draußen wartet Fräulein Schäfer aufs Diktat.“

Herr Wiebel schritt unbeirrt vorwärts — oh, es war nicht so leicht, Herrn Wiebel aus einem Zimmer, in dem er erst einmal drin war, wieder herauszubekommen. Graziös lehnte er seine überlange Figur an den Schreibtisch. „Es handelt sich um etwas Wichtiges, Herr Roßkopf.“

Roßkopf knurrte abwehrend. Aber schon saß Wiebel auf dem erstbesten Stuhl. Verzweifelt fuhr sich Roßkopf in sein bürstenartiges Haar. „Also reden Sie schon. Was verschafft mir das Vergnügen Ihres geschätzten Hiersitzens?“

„Es betrifft Fräulein Schäfer“, flötete Wiebel.

„Meine Privatsekretärin?“ Roßkopfs Augenbrauen schnellten hoch. Fräulein Schäfer war erst seit drei Monaten in seinem Bureau, aber er segnete den Tag, an dem er sie gefunden. Nie bisher hatte ihm die Arbeit mit einem Menschen soviel Freude bereitet. Und nicht nur die Arbeit, nein, dieses Fräulein Schäfer war ein Mensch, mit dem man auch mal ein Wörtchen reden konnte. Hatte je eine seiner verflossenen Sekretärinnen daran gedacht, wenn er abends noch im Bureau blieb (warum sollte er zeitig nach Hause gehen, wo keine Seele auf ihn wartete), ja, hatte je eine daran gedacht, ihm still-selbstverständlich noch eine Tasse Tee ins Zimmer zu stellen, bevor sie heimging? Aber was in aller Welt hatte dieser Schnösel von Reisenden mit Fräulein Schäfer zu tun?

Der Schnösel hob schwungvoll die Arme und murmelte: „Ich hatte gestern mit Fräulein Schäfer eine sehr ernsthafte Unterhaltung. Und ich habe dabei einen tiefen Blick in das Innere von Fräulein Schäfer getan.“

„Reizend, reizend“, brummte Roßkopf. „Glauben Sie, ich habe Sie angestellt, um Blicke in das Innere meiner Sekretärin zu werfen?“

Wiebel zog ein Gesicht. „Sie vergessen, Herr Roßkopf, daß ich nicht nur Reisender, sondern auch ein Mensch bin, und zwar ein Mensch mit Gefühl, und als mir gestern klar wurde — kurz gesagt, Fräulein Schäfer und ich haben uns miteinander ausgesprochen.“

„Ausgesprochen?“ Roßkopfs Unterlippe sank schlaff herab. Ihm fiel ein, daß Wiebel kürzlich erwähnt hatte, daß er sich mit Heiratsgedanken trüge. „Das heißt also, Sie — Sie — haben sich verlobt?“ Es ging ihm nur zögernd von den Lippen. Doch schon im nächsten Augenblick war er wieder quicklebendig. Er sprang auf und schmetterte: „Daraus wird nichts! Sie wären mir der Rechte für das junge Mädchen. Lachen Sie nicht so dumm! Begreifen Sie ein für allemal: Fräulein Schäfer steht mutterseelenallein in der Welt, und ich als ihr Chef habe die Pflicht, jawohl, als Chef und Mensch die Pflicht, die junge Dame vor Unheil zu bewahren.“

Wiebel streckte die Arme flehend vor. „Gestatten Sie, Herr Roßkopf, daß ich Ihnen sage...“

„Sie haben gar nichts zu sagen. Jetzt spreche ich, und wenn ich fertig bin, dann können Sie den Mund auftun. Ich will Sie nicht beleidigen, Herr Wiebel. Sie sind mir als Reisender eine hochwerte Persönlichkeit, aber im übrigen ein Windbeutel und auf keinen Fall der Mann, der einem Menschen wie Fräulein Schäfer etwas bieten kann.“

„Herr Roßkopf, ein Wort!“ fiel Wiebel ein.

„Kein Wort!“ donnerte Roßkopf. „Kein Wort, bis ich ausgeredet habe. Glauben Sie, eine Frau ist glücklich, wenn ihr Mann in Bunzlau oder Glauchau 'rumflirtet — Sie tun das, ich kenne Sie — und sie inzwischen ihr bißchen Rauchfleisch mit Linsen oder sonstwas einsam verzehren muß? Nennen Sie das eine Ehe? Nein, eine junge Frau will in ihrem Heim 'rumpusseln in der Erwartung, Punkt zwei tut sich die Tür auf, Tag für Tag, und der Gatte tritt herein, und sie fliegt ihm an die Brust. Das ist Ehe, verstehen Sie? Tagtägliches Miteinander-Glücklichsein.“

„Aber Herr Roßkopf, ich will die Dame doch gar nicht heiraten!“

„Nicht?!“ Tief aufatmend sank der Chef in seinen Schreibtischsessel, dann polterte er weiter, aber seine Miene hatte sich merkwürdig aufgehellt: „Warum sagen Sie das nicht gleich? Warum lassen Sie mich die halbe Lunge gratis aus dem Leib reden? Überhaupt: worüber haben Sie sich dann zusammen ausgesprochen?“

Wiebel verbiß mühsam ein Lächeln. „Die Sache fing damit an, daß ich Fräulein Schäfer vor ihrer Schreibmaschine in Tränen fand.“

„Sie weinte?“

Wiebel nickte feierlich. „Ihre Augen waren feucht, über ihre Bäckchen kullerten Wassertropfen, ihr Näschen war gerötet, das Taschentuch war in Tätigkeit, schluchzende Töne drangen an mein Ohr.“

„Kommen Sie zur Sache“, drängte Roßkopf, „und reden Sie wie ein Mensch, wir sind hier nicht auf der Bühne. Warum weinte sie? Ist sie krank? Hat sie Kummer? So reden Sie doch schon!“

„Zuerst wollte sie mit der Sprache nicht heraus, aber dann entnahm ich ihren Äußerungen, daß sie sich in ihrem Beruf unglücklich fühlt.“

„Unglücklich?? Hier? Bei mir?“ Roßkopf sah fassungslos traurig aus. „Diese Tätigkeit macht ihr keinen Spaß?“

„Spaß?“ wiederholte Wiebel gedehnt. „Von Spaß kann überhaupt keine Rede sein. Ich bitte Sie, junge Mädchen haben andere Lebensträume, als in einem Bureau zu hocken

und Briefe zu tippen an Meyer & Söhne und Müller & Co. Das befriedigt ein junges Mädchen nicht, zumal wenn es, wie Fräulein Schäfer, Abend für Abend mutterseelenallein in einem triesten möblierten Zimmerchen sitzt. Sagen Sie selbst: Ist das ein Dasein auf Lebensdauer?"

Roßkopf stiert vor sich hin. Er knurrte: „Nee, schön ist das nicht auf Lebensdauer."

„Sehen Sie", triumphierte Wiebel, „und da ist mir ein wunderbarer Gedanke gekommen. Ich habe nämlich eine Tante in Kottbus, und diese Tante hat einen Sohn, und dieser, mein Vetter, hat ein Geschäft, und meine Tante möchte, daß der Junge bald heiratet und möglichst eine Frau, die etwas von Geschäftssachen versteht. Das Geschäft ist nicht groß, aber ausbaufähig, und da ich zufällig hörte, daß Fräulein Schäfer ein kleines nettes Sparkassenbuch besitzt... Sie verstehen, Herr Roßkopf!"

„Ich verstehe", sagte Roßkopf kühl.

Wiebel sprach flott weiter: „Das Einfachste wäre, man gibt Fräulein Schäfer ein paar Tage Urlaub, und ich schlage ihr vor, zu meiner Tante zu fahren. Oh, ich mache das schon geschickt, ich sage ihr, die alte Dame würde sich sehr freuen, und Kottbus sei sehr geeignet zur Erholung. Und mein Vetter wird ihr todsicher gefallen; denn ein schmucker Junge ist er, und wenn ihm meine Tante sagt: „Bruno, das ist die richtige Frau für dich", so sieht er das ohne weiteres ein. Passen Sie auf, das gibt eine Musterehe!"

Roßkopfs Brauen zogen sich düster zusammen. „Sehr hübsch von Ihnen, Herr Wiebel, daß Sie auf das Wohlergehen Ihrer Frau Tante und Ihres Vetters und des daranhängenden Geschäftes so bedacht sind."

„Aber, Herr Roßkopf", Wiebel tat mächtig entrüstet, „soll dies reizende junge Mädchen vielleicht als alte Jungfer enden? Das kann unmöglich Ihr Wunsch sein. Ich jedenfalls meine es gut mit Fräulein Schäfer."

Roßkopf hob den Kopf, sah Wiebel durchdringend an und sagte gemessen: „Ich auch, Herr Wiebel, ich auch!" Und es war etwas in seiner Stimme, daß Herr Wiebel fühlte, es war jetzt Zeit, das Zimmer zu verlassen.

Eine Viertelstunde später saß Fräulein Schäfer mit Stenogrammblock und gezücktem Bleistift an der Querseite von Roßkopfs Schreibtisch. Sie war verwundert, daß Roßkopf nicht mit dem Diktat begann, sondern sinnend in die Luft starrte. Und sie war noch verwunderter, als er dann sagte: „Denken Sie sich mal einen jungen Mann mit einem kleinen Geschäft und einer Mutter, und die Mutter setzt diesem jungen Mann ein Mädchen vor und erklärt ihm: „Die Frau paßt für dich, die mußt du heiraten", und der junge Mann tut, wie ihm befohlen. Wäre Ihnen dieser Mann sympathisch?"

Fräulein Schäfer warf den Kopf in den Nacken und sagte energisch: „Aber ein Mann muß doch allein wissen, welche Frau er heiraten möchte."

„Sehr richtig", schmetterte Roßkopf, „ganz meine Ansicht! Ein Mann muß selbst wissen, welches Mädchen ihm das liebste auf der Welt ist."

Und dann lag plötzlich Roßkopfs kräftige Hand auf Fräulein Schäfers zarter, und er sagte leise und sanft: „Sehen Sie, ich bin nicht mehr ganz jung, nächsten Monat werde ich vierzig, und bestrickend schaue ich gewißlich nicht aus — es gibt schmuckere Jungen als mich, ich weiß —, und ich bin ein alter Brummbär, und es ist kein reines Vergnügen, mich immer um sich zu haben, aber das eine kann ich Ihnen sagen (und seine Stimme schwoll an): Kein Mann — ob er nun in Kottbus oder sonstwo lebt — könnte Sie jemals so lieb haben, wie ich es tue."

Fräulein Schäfer war es unklar, weshalb Roßkopf in diesem Augenblick gerade Kottbus hervorhob, aber daß sie mit diesem Roßkopf glücklich werden würde, das war ihr vollkommen klar, und das genügte ja auch.

*

Herr Wiebel strahlte, als er von der Verlobung seines Chefs hörte. Er hatte ja gar keine Verwandtschaft in Kottbus. Aber was phantasiert ein braver Reisender nicht zusammen, wenn es gilt, seinen Chef anzufeuern, das Glück, das vor der Tür steht, rasch zu ergreifen.



Bunte Chronik



Noch immer Heimkehrer aus Rußland.

Dr. Vaso Palics, ein ungarischer Arzt, ist nach zwanzigjähriger Abwesenheit und einem ebensolangen unfreiwilligen Aufenthalt in Sowjetrußland in seine Heimatstadt Kikinda zurückgekehrt. Im Mai 1915 war Palics, der als junger Oberarzt an die Front gegangen war, in russische Gefangenschaft geraten. Zwei Jahrzehnte lang bemühte er sich vergeblich, die Freiheit zu erlangen und in die Heimat zurückkehren zu können. Erst als sich der Arzt an den Völkerbund um Hilfe wandte und dieser eingriff, kam er frei und ist nunmehr nach Ungarn zurückgekehrt. Dr. Vaso Palics merkte bei dieser Gelegenheit, daß sich in zwanzig Jahren erstaunlich viel in der Heimat ereignen kann. Seine beiden Kinder, zwei Mädchen, die beim Ausbruch des Weltkrieges noch in den Windeln lagen, fand der glückliche Vater als glücklich verheiratete junge Ehefrauen wieder, mit denen er nun fröhliches Wiedersehen feiern konnte!

*

Krieg gegen den Kaktus.

Drei Dinge gibt es, gegen die sich Australien mit Verzweiflung wehrt und deren Überfluß dem Lande unermeßlichen Schaden zufügt, die Papageien, die Kaninchen und den Kaktus. Besonders der Kaktus ist eine schlimme Plage. Ihm war bislang überhaupt nicht beizukommen. Nicht mit der Hacke und nicht mit Maschinen. Tiere vermeiden die dicke stachelige Pflanze, und selbst mit Feuer hat man nichts erreichen können. Nun hat man vor einiger Zeit doch einen Feind des Stachelkaktus gefunden und zwar — ein Tier, das ihn frißt. Man hat aus Mittelamerika einen winzig kleinen Parasiten eingeführt, ihn in Australien gezüchtet und läßt ihn jetzt auf die meilenweiten Kaktusfelder los, die früher der Schrecken der Farmer waren und jahrzehntelange Arbeit in kurzer Zeit unweigerlich vernichteten. Und jetzt kommen bereits die ersten Siegesnachrichten vom Feldzug gegen den Kaktus. Mit diesen Parasiten ist es gelungen, in kurzer Zeit mehrere tausend Quadratkilometer Land vollständig zu „reinigen", so daß bereits nach wenigen Monaten des „Schlachtbeginns" auf diesen Gebieten mit dem Ackerbau angefangen werden konnte.



Lustige Ecke





Als der Birnbaum des Elektrotechnikers keine Früchte tragen wollte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.